



Nr. inv. 17.138  
KOSZALIN

# Unsere Heimat

Beilage zur Kösliner Zeitung

Nr. 9

Sonnabend, den 26. Ostermond 1930.

Nr. 9

## Heimatmuseum.

### Ausstellung der Mecke'schen Schmetterlingsammlung.

Von Studienrat W. Dietrich, Köslin.

An der Tür des kleinen Raumes neben der volkshilflichen Abteilung im 1. Stock des Heimatmuseums hängt vom Ostersonntag ab nicht mehr das Schild „Kein Eintritt“. Auch dieses Zimmer ist von jetzt an den Besuchern zugänglich. Wie schon bei der Einweihung des Museums mitgeteilt worden ist, enthält es hauptsächlich eine wertvolle Sammlung europäischer Großschmetterlinge, die Herr Carl Mecke, ein Verwandter des Rittergutsbesizers Mecke, Eckerndaus, in 50jähriger Sammlertätigkeit zusammengetragen und bestimmt hat. Eine ungeheure Arbeit steckt in dieser wissenschaftlichen Sammlung. Sie umfaßt mehrere tausend Falter in vierzig großen Kästen, darunter viele seltene Lokalrassen und Aberrationen. Herr Carl Mecke ist im Februar 1929 gestorben und hat die Sammlung der Stadt Köslin für das Heimatmuseum vermacht. Voll Dankbarkeit über diese hochherzige Stiftung legten sich die dazu berufenen Vertreter der Stadt die Frage vor, wie die Allgemeinheit Vorteil aus der in der Sammlung niedergelegten Arbeit ziehen könne, ohne die Sammlung selbst zu gefährden. Die bleichende Wirkung der Sonne zerstört in relativ kurzer Zeit die Farben der meisten Schmetterlinge, und deshalb kann die eigentliche Sammlung nicht dauernd zur Besichtigung ausgelegt werden. Sie ist in einem lichtdichten Schrank verschlossen. Wer sich aber ernstlich mit dieser schönsten Ordnung der Insekten befaßt, dem wird selbstverständlich durch Vermittlung des städtischen Bauamtes Gelegenheit gegeben, die Sammlung eingehend zu besichtigen. Aber die Allgemeinheit hat doch auch ein Anrecht auf biologische Bildung. Dieses Dilemma konnte dadurch gelöst werden, daß Herr Rittergutsbesitzer Mecke, Eckerndaus, der Stadt auch 23 Kästen mit Dubletten geschenkt hat, die ebenfalls von seinem Onkel gesammelt worden sind und nicht zur eigentlichen Sammlung gehören. Es handelt sich auch hier um über zweitausend Falter, von denen allerdings viele Arten in zahlreichen Exemplaren vertreten sind. Die allermeisten Falter dieser Dubletten-Kästen waren in gutem Zustand, ein größerer Teil war leicht beschädigt, und ein geringer Prozentsatz mußte vernichtet werden. Aus diesem Material wurde eine neue lehrreiche Sammlung zusammengestellt, die nicht so sorgfältig geschützt zu werden braucht. Aber diese 2000 Falter waren nicht bestimmt, also nicht mit Namensschildern versehen, und es handelte sich nicht nur um allgemein bekannte Arten; im Gegenteil: es waren eine Unmenge von Arten und Aberrationen darunter, die der Nichtspezialist nie zu Gesicht bekommt, von deren Existenz er keine Ahnung hat. Leider stand kein Schmetterlingskenner als Spezialist zur Verfügung. Für ihn wäre die Arbeit weniger mühevoll gewesen. So mußten die zweitausend Dubletten einzeln durch Vergleichen mit den drei- bis viertausend Exemplaren der Sammlung bestimmt werden. Und diese Aufgabe erklärt es, daß bis zum Ostersonntag 1930 an der Tür des Zimmers 9 das Schild „Kein Eintritt“ hing.

Jetzt aber ist die Sammlung fertig, und sie darf sich wohl sehen lassen. In sieben großen Kästen sind

25 Familien, 208 Gattungen und 398 Arten deutscher Großschmetterlinge vertreten. Es sei gleich vorausgeschickt, daß über 90 Prozent dieser Schmetterlinge in Pommern flogen; die allermeisten sind in Neustettin und Köslin gefangen worden. Sie haben also Heimatrecht im Heimatmuseum. Das war natürlich der maßgebende Grundsatz bei der Zusammenstellung der Sammlung. Aber auch andere Punkte verlangten Berücksichtigung. Es durften keine wichtigen einheimischen Vertreter fehlen; soweit sie nicht unter den Dubletten waren, mußte versucht werden, sie durch Tausch zu erhalten, und schließlich mußten die letzten Fehlenden — es waren nur sechs Exemplare — käuflich erworben werden. Andererseits sind einige in Mittel- und Süddeutschland fliegende Falter, die als Dubletten vorhanden waren, in die Sammlung mitaufgenommen worden. Dadurch hat sie an Vollständigkeit und wissenschaftlichem Wert gewonnen, ohne ihren Heimatcharakter zu verlieren.

Wer soll nun die Sammlung besuchen? Alle, die Freude an der Natur haben! Wer hat wohl schon unsere wunderschönen Tagfalter: Schwalbenschwanz, Auroorafalter, Admiral, Distelfalter, Trauermantel, die verschiedenen Perlmutterfalter, das Heer der schönen Augenfalter, Bläulinge usw. einmal in Ruhe aus nächster Nähe betrachtet? Wer freut sich nicht über diese prachtvolle Farbenfülle, hervorgerufen durch Millionen dachziegelartig übereinander liegender mikroskopisch kleiner verschiedenfarbiger Schüppchen? Ueber dieses eigenartige Farbenspiel der perlmutterartig glänzenden Flecken und Reihen auf der Unterseite der Hinterflügel unserer verschiedenen Perlmutterfalter, oder über dieses wunderbare Schillern der Bläulinge, Schillerrfalter, Messing-, Goldweulen und vieler anderer mehr, das hauptsächlich auf Interferenzerscheinungen beruht und nur durch Struktur und Lagerung der Schüppchen hervorgerufen wird?

Wer kennt die dickleibigen Schwärmer, die Falter der Dämmerung und Nacht, trotzdem nicht weniger farbenfroh: Totenkopf, Abendpaueneuge, Binden-, Winden-, Liguster-, Riefeln-, Wolfsmilchschwärmer usw.?

Reichlich sind auch die Spinner in der Sammlung vertreten, zu denen sehr viele Schädlinge des Waldes und des Gartens gehören. Aber eigenartig schön, wenn auch von ganz anderer Art, sind auch sie: Porzellanvogel, Mondvogel, Epelesschwanz, Schwan, Nonne, Schwammspinner, Goldfalter, Eichen-, Alee-, Kirschen-, Ringelspinner, Kupferglücker usw.

Eintöniger scheinen die Eulen zu sein. Sie verdanken ihren Namen der starken Behaarung des Kopfes und der Vorderbrust, die an das weiche Federkleid der Eulen erinnert. Sie scheinen eintönig, aber bei genauer Betrachtung staunt man über die Variationsmöglichkeiten aus Grau und Schwarz, die einem hier entgegentreten. Einige Farbenspritzer aus dem unerhöplichen Vorrat der Natur haben aber auch sie mitbekommen. Farbenfroh unterbrechen Hausmutter-, April-, Jaspis-, Röhreneule, die herrlich schillernden Messing-, Silberfleck-, Goldweulen und

die wunderschönen Ordensbänder das eintönige Dämmerungsgrau. Der letzte Vertreter der Eulen in der Sammlung ist die hübsche Birkenstageule, die gerade jetzt in den Birkenbeständen unserer Wälder den Frühling mit einführen hilft. (Die zurzeit fliegenden Tagfalter sind überwinterte Exemplare.)

Zart und duftig in ihren abgetönten Farben sind die Spanner, die 1½ Kästen der Sammlung füllen, da sie bei uns in zahlreichen Arten vorkommen. Ihr Anblick ist ein ästhetischer Genuß. Mit den prachtvollen Bärenvögeln, den bunten Widderchen, den eigenartigen Sackträgern, deren Raupen in einem aus Stengel- und Blattstückchen hergestellten sackartigen Futteral herumspazieren, den durchsichtigen Glasfliegern, den Holz- und Wurzelbohrern, ist die zweite Hälfte des letzten Kastens gefüllt.

Wer sich nicht nur an dem bunten Anblick der Falter erfreuen, sondern auch seine biologischen Kenntnisse auffrischen oder vertiefen will, dem seien noch einige Winke gegeben.

Viele männliche Schmetterlinge besitzen als Werbemittel neben mannigfachen Duftapparaten auch Schmutzfarben; sie sind dann auffälliger gefärbt als die Weibchen. Man vergleiche Männchen und Weibchen des Auroorafalters (1. Kasten 2. Reihe), des Schillerrfalters (1. K. 3. R.) und der Bläulinge (2. K. 5. R.). Die „Werbefarbe“ solcher Farben ist aber vielfach recht unsicher. Es sei auch nicht verschwiegen, daß es sich in manchen Fällen gerade umgekehrt verhält. (Als bekannt darf vorausgesetzt werden, daß die männlichen Tiere in der Biologie mit dem Zeichen des Mars ♂, die weiblichen mit dem Zeichen der Venus ♀ bezeichnet werden.)

Sind so bei den Schmetterlingen die Männchen oft schöner, so sind die weiblichen Falter häufig größer. Der Hinterleib, der die Eierstöcke trägt, ist stärker entwickelt. Bei manchen weiblichen Faltern hat sich der Körper so ganz und gar der Aufgabe des Eierlegens angepaßt, daß die Flügel als überflüssiges Anhängsel mehr oder weniger stark zurückgebildet worden sind; man bezeichnet sie als rudimentäre Organe; siehe Gem. Frostspanner (6. K. 4. R.), Großer Frostspanner, auch Wabblinden-spanner genannt, (7. K. 1. R.), Ecksack und Weinstrecker (3. K. 3. R.).

Ein schönes Beispiel für Saisondimorphismus bietet das Landfärtchen (1. K. 5. R.): eine heller gefärbte Wintergeneration (Araschnia levana) wechselt mit einer dunkel gefärbten Sommergeneration (Araschnia v. prorsa) ab. Beide Falter fliegen in unserer Gegend. Daß Schmetterlinge durch Färbung, Form und Haltung ihrer Flügel der Umgebung — glatter oder mit Flocken bewachsener Baumrinde, grünem oder verdorrtem Blatt, modernem Holz usw. — so vollkommen angepaßt sind, daß selbst das geschulte Auge sie nicht von der Umgebung zu unterscheiden vermag, ist allgemein bekannt; es sei nur auf die Unterseite des „Weißen C“ (1. K. 5. R.) und die grüne Unterseite des Brombeerpfeiffalters (2. K. 4. R.) hingewiesen. Beide Falter legen, wie alle Tagfalter, in der Ruhestellung

Ihre Flügel so zusammen, daß sie senkrecht stehen; es ist dann nur die Unterseite der Flügel sichtbar. Im Gegenfalle dazu halten alle Nachtfalter, also Schwärmer, Spinner, Eulen und Spanner ihre Flügel waagrecht oder wie ein Dach vom Körper ab, so daß die Hinterflügel von den Vorderflügeln bedeckt werden; deshalb finden wir bei den Nachtfaltern ausgesprochene Schutzfärbung hauptsächlich auf der Oberseite der Vorderflügel (S. R. 7. R.). Manche Schmetterlinge suchen dem Kampf ums Dasein durch Mimikry (Nachäfferei) zu entgehen. Selbst ungeschützt, sind sie anderen durch Waffen geschützten Insekten täuschend ähnlich und entgehen so selbst dem scharfen Blick des Vogels. Der harmlose Hornschwärmer — auch Bienenschwärmer genannt — (7. R. 9. R.) gleicht so sehr dem gefährlichen Hautflügler, nach dem er benannt wurde, daß er eine ganze Kaffeegesellschaft in Aufregung versetzen kann, wenn er versehentlich durch das offene Fenster geflogen ist.

Von Warnfarben spricht man bei den Faltern, deren Flügel auf der Ober- und Unterseite gleichmäßig auffallend gefärbt sind. Sie besitzen meistens einen schlechten Geschmack und werden deshalb von den Vögeln nicht gefressen. Die auffallende Farbe kann also als Warnung vor zwecklosen Angriffen aufgefaßt werden. Siehe Widderchen (7. R. 7. und 8. R.).

Als Schreckfärbung wird die Färbung des Abendpfaunenauges (2. R. 7. R.) angesprochen. In der Aufstellung bedeckt der Falter die großen Augen der Hinterflügel mit den unscheinbaren Vorderflügeln. Wird das Tier beunruhigt, so schiebt es die Vorderflügel aufwärts, so daß die Augen der Hinterflügel plötzlich sehr auffällig sichtbar werden.

Durch Versuche hat man festgestellt, daß dadurch eine Schreckstimmung bei manchen Vögeln hervorgerufen wird. Eine ähnliche Wirkung üben die beim Auf-fliegen mancher Falter plötzlich sichtbar werdenden lebhaften Kontrastfarben der Hinterflügel aus. Siehe Ordensbänder (5. R. 7. und 8. Reihe).

Diese Hinweise mögen genügen. Wer sein Auge an der Sammlung geschult hat, wird selbst manche Beobachtungen in der Natur machen, die ihm viel Freude bereiten werden.

Und nun zum Schluß noch eine Warnung. Beobachten heißt nicht fangen oder gar vernichten. Selbstverständlich müssen wir die Schädlinge des Waldes, des Feldes und des Gartens mit allen Mitteln bekämpfen. Aber ihre Zahl ist im Verhältnis zu den vorkommenden Schmetterlingsarten sehr gering. Alle die vielen anderen harmlosen Falter, die Wiesen, Felder und Wälder in leider immer geringerer Zahl beleben, hat der Stifter der Sammlung, Herr Carl Meede, schon für uns gefangen. Die gesammelten Sammlungen sind ein vorzügliches und mehr als ausreichendes Lehrmaterial, das jetzt jedem zugänglich ist. Das Sammeln von Tieren und Pflanzen darf keine Spielerei, auch kein Sport, sondern muß wissenschaftliche Arbeit sein. Will aber ein Knabe in reiferem Alter sich dennoch eine kleine eigene Sammlung anlegen, so ist Vorbedingung, daß er über ordentliches Fanggerät, Züchtungsgläser, Spänpbretter, Schmetterlingskästen usw. verfügt. Viel mehr Freude bereitet aber die Aufzucht von Raupen. Hat man zehn Puppen zum Schlüpfen gebracht, so läßt es sich rechtfertigen, daß man zwei Falter für seine Sammlung behält, wenn man den anderen die Freiheit schenkt.

mehr mit einem Schlüsselzucken hinweggehen, als ob es uns nichts angeinge. Es ist bekannt, daß die Arbeiten dieses Instituts ins Englische und Französische überetzt und namentlich in Amerika weit verbreitet werden. Daraus erwächst uns bei der im allgemeinen großen Unkenntnis der ostdeutschen Grenzverhältnisse ein kaum noch gutzumachender Schaden. Ich will im Nachstehenden an einigen Beispielen zeigen, wie Professor Rudnicki gegen alles was deutsch ist zu Felde zieht.

Das bereits genannte Sammelwerk von Holz enthält einen Aufsatz über die Urheimat der Slawen. Das ganze Buch ist nach Rudnicki stark tendenziös und politisch. Das soll sich daraus ergeben, daß der Verfasser jenes Aufsatzes (Max Basmer) erklärt, die Kaschuben und Masuren, die Oberschlesier und Wenden seien Glieder des deutschen Volkes. Weil aber den Oberschlesiern, Masuren und Kaschuben dieses „Ideal der deutschen Wissenschaft“ angeblich nicht mehr gefällt, so vertreibt man sie aus dem Lande, enteignet sie, die schwarze Reichswehr kann sie ermorden, sie können ins Gefängnis kommen, werden proletariisiert und beständig „en canaille“ behandelt. Nach Rudnicki haben die romanischen Franzosen und Belgier es so oft erfahren müssen, wie die Deutschen aus einer Reihe von französischen Departements eine große Wüste machten, sogar Obstbäume und das Getreide auf dem Palm verbrannt oder abgehauen hätten.

Diese geradezu unerhörten Ausführungen stehen nicht etwa in einem Heftblatt, sondern in einer wissenschaftlichen Zeitschrift, die den Zweck hat, die akademische polnische Jugend noch zehn Jahre nach Beendigung des Krieges über die deutschen Kriegsgreuel aufzuklären. Im übrigen werden die Oberschlesier und Masuren oder Kaschuben mit Interesse davon hören, daß sie von den Deutschen beständig „en canaille“ behandelt wurden bzw. noch behandelt werden.

Ein anderer Aufsatz des von Holz herausgegebenen Sammelwerkes behandelt die germanischen Stämme in Ostdeutschland im klassischen Altertum (Rudolf Much). In diesem Aufsatz rügt der Verfasser mit Recht den Mißbrauch des Ausdrucks „Bandalismus“. Das gibt Herrn Rudnicki willkommene Veranlassung, den deutschen „Bandalismus“ in das rechte Licht zu setzen. Wir lesen: „Es ist hier wert, darauf aufmerksam zu machen, daß Wilhelm II., als er seine Truppen nach China sandte, sie aufforderte, sich zu betragen wie die Hunnen. Und während des Krieges 1914—1918 war die Verwüstung des nördlichen Frankreichs, die Ausraubung Polens durch Requisition außerordentlich hoch und kann sowohl in Frankreich wie in Polen sprichwörtlich werden. Es erhebt die Frage, ob sich nach ein paar hundert Jahren bei den Nachkommen der heutigen Deutschen ein ähnlicher Protest zeigen wird, der diese Nachrichten als „Verleumdung“ behandelt, so wie es jetzt R. Much im Verhältnis zu den Bandalen tut.“ Wir sehen auch an diesem Beispiel, wie die deutschen „Kriegsgreuel“ bei Herrn Rudnicki auch in „wissenschaftlichen“ Erörterungen unbedingt eine Stelle finden müssen. Auf diesem Wege erreicht das Institut

## Es geht um unsere Volksehre.

Aus den Arbeiten des Westslawischen Instituts an der Universität Posen.

Von Rektor Weber, Köslin.

Es ist auf jeden Fall nützlich, wenn der Deutsche besonders der Ostdeutsche, sich von Zeit zu Zeit mit den Arbeiten des Westslawischen Instituts in Posen befaßt. Der Leiter, Professor Rudnicki, benützt jede nur erdenkliche Gelegenheit, um sich auf dem Wege der Publikationen dieses Instituts mit den Fragen des Deutschtums im allgemeinen, insbesondere aber mit der Lage der ostdeutschen Grenzländer auseinanderzusetzen. Neuerdings dienen ihm zur Grundlage seiner überaus gehässigen Ausführungen einige wichtige Schriften aus den letzten Jahren, die sich eingehend mit der geographischen, ethnographischen und kulturellen Lage der ostdeutschen Bevölkerung im Verlaufe unserer Zeitrechnung bzw. vor derselben beschäftigen. Es ist dies ein Sammelwerk von Holz, „Der ostdeutsche Volkshoden“ (Breslau 1926), dann Freiherr von Riehtofen, „Gehört Ostdeutschland zur Urheimat der Polen?“ (Danzig 1929) und Marek, „Ostdeutschland in der deutschen Geschichte“. In dem obengenannten Sammelwerk wird in mehre-

ren wissenschaftlichen, jedoch in leichtverständlicher Form ausgeführten Aufsätzen das gegenwärtig einwandfrei vorliegende Material zu allen wichtigen ostdeutschen Fragen behandelt. Es wird in durchaus sachlicher Form auch Stellung genommen zu den Forschungsergebnissen polnischer Forscher, ohne daß auch nur an einer einzigen Stelle in gehässiger oder tendenziöser Absicht das Polentum angegriffen würde. Man könnte natürlich nichts dagegen einwenden, wenn von polnischer Seite an den Arbeiten über die Urheimat der Slawen oder über die Bevölkerungsverhältnisse Ostdeutschlands zu Beginn unserer Zeitrechnung in sachlicher Form Kritik geübt würde. Wir würden jede Klärung dieser brennenden Fragen, von welcher Seite sie auch kommen mögen, aufs dankbarste begrüßen. Es ist aber an der Zeit, daß wir uns mit aller Entschiedenheit gegen die von polnischer Seite beliebte, angeblich „wissenschaftliche“ Einstellung vermahnen. Wir dürfen an den Veröffentlichungen des Leiters jenes Instituts nicht

## Eine Tochter Pommerns.

Von Müller-Rüdersdorf, Berlin.

Ein im Feuer der Kunst sich allzu zeitig verzehrendes Lichtlein war Aline von Schlichtkrull, eine Tochter Pommerns. Silenz auf Rügen war ihre Wiegenstätte. 1832 trat sie hier ins Dasein. Nur widerwillig gab ihr der Vater, ein in Pommern reich begüterter Edelmann, die Erlaubnis, zwecks weiterer Ausbildung nach Berlin zu gehen. Von 1845 bis 1847 blieb sie hier. Dann kehrte sie in das Elternhaus in Engelswacht bei Stralsund zurück. Dort schrieb sie, ein geistig sehr hochstehender Backfisch, eine „Geschichte der deutschen Literatur“, die aber im Verborgenen blieb und nie in die Druckerei gelangte. Auch musikalisch recht begabt, ging sie abermals nach Berlin und besuchte hier das berühmte Sternsche Konservatorium. Ihr Vater, ein Kunstbanaufer, versagte ihr jedoch die ausreichende Geldunterstützung, so daß sie sich mit Musikunterricht durchschlagen mußte. Daneben betrieb sie eifrig historische und poetische Studien. Eilse Schmidt, die tüchtige Vorleserin dramatischer

Schöpfungen, ward ihr eine treue Freundin. Und zu deren Vorträgen steuerte sie die musikalische Unterhaltung bei. Infolge der vielen Anstrengungen, die sie sich zumutete, untergrub sie ihre Gesundheit. Wiederholte Badereisen brachten ihr keine Genesung. Und erst einundzwanzigjährig starb sie im Frühling 1863 in Berlin.

Aline von Schlichtkrulls literarische Domäne war der historische Roman. Als Romanschreiberin debütierte sie 1853 mit dem Werk „Eine verlorene Seele“. Ihm folgten die geschichtlichen Romane: „Chapelle Gauguin“ (die beiden Abteilungen: „Kardinal Richelieu“ und „Cordelia“ umfassend und von 1855 bis 1857 erscheinend), „Morton Barney“ (1855) und „Der Agitator von Irland“ (1859).

„Der Agitator von Irland“ und „Kardinal Richelieu“ müssen als künstlerische Gipfelerfolge der Verfasserin gelten. Kühn und sicher paßt sie damit ihren Stoff an und gestaltet ihn plastisch, lebensfrisch und fesselnd. Reizvoll ist die norddeutsche Sogebung des Ganzen. Auch in psychologischer Hinsicht sind beide Werke schätzenswert. Der erstgenannte Roman spiegelt auf Grund ge-

wissenhafter Studien die Bestrebungen der unterjochten Irländer und ist als kulturhistorisches Dokument auch für unsere Zeit der sozialen Probleme bedeutungsvoll.

Wie ihr Erstlingswerk, bleibt auch ihr 1860 herausgekommener Novellenband „Baberna Magika“ weit hinter ihren geschichtlichen Romanen zurück.

Auch ihr Schwanke „Wie ein Staat gerettet ward“ (1871) und ihr Lustspiel „Liebe aus Laune“ (1856 als Manuskript gedruckt) sind Talentversuche, die nur der Vollständigkeit halber hier genannt seien.

## Deutsche Heimatbücher.

Alte und neue Grabdenkmäler im Stadt- und Landkreis Stolp, gesammelt, gezeichnet und beschrieben von Rudolf Hardow, mit einem Geleitwort von Rudolf Spittel. Herausgegeben vom Kunstauschuß der Kreisynode Stolp Stadt und der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde (Ortsgruppe Stolp). Ostar Eulig-Verlag, Stolp (Pommern), 1930. Preis 3,— RM.

bei der polnischen Jugend ganz sicher das ersehnte Ziel: Haß und Abscheu gegen alles, was deutsch heißt. Natürlich fehlt in der erwähnten Kritik nicht der Hinweis darauf, daß die Slawen seit dem 7. und 8. Jahrhundert von der Elbe bis zur polnischen Grenze zu Hause waren und bis heute in der Lausitz und im deutschen Schlesien ihre Nationalität behalten haben. Interessant sind Rudnickis Anschauungen von den ethnographischen Verhältnissen in Ostdeutschland. Nach ihm bevölkerten Kawiße, auch lechische Stämme dünn die Länder zwischen Weichsel und Oder, auch ein wenig nach Osten und Westen von diesen Flüssen. Die lechische Bevölkerung kann hier bis in die Zeit der sogenannten Lausitzer Kultur reichen. Die andringenden Germanen erlagen nach seiner Meinung der Vermischung mit den Lechen. Dann erschienen andere germanische Stämme, wie die Burgunden und Goben. Alle diese Ansiedlungen hatten (wie bei Rudnicki nicht anders zu erwarten), räuberischen Charakter. Herr Rudnicki ist allerdings sehr vorsichtig, wenn er behauptet, die lechische Bevölkerung kann u. U. bis in die Zeit der Lausitzer Kultur gereicht haben. Es ist aber bisher durch nichts bewiesen, daß eine derartig starke lechische Bevölkerung an der Weichsel anfänglich war, oder daß die Germanen einer Vermischung mit den Lechen erliegen wären. Ebenso unhaltbar ist die von ihm ausgesprochene Ansicht, daß die lechische Ackerbau treibende Bevölkerung später von einer stark organisierten germanischen Bevölkerung, die einen räuberischen Kaufmännischen Charakter gehabt haben soll, unterjocht wurde. Bleibt man jedoch weiter, so wird die Tendenz des Aufsatzes sogleich klar. So heißt es u. a., daß einige Gefolgschaften der Germanen das verplünderte und verheerte Land, bessere Beute findend, wie es bei berufsmäßigen Räubern und Piraten immer der Fall ist, zu verlassen gezwungen waren. Der Sinn der Darlegungen kann also nur sein, besonders auch dem Ausland gegenüber immer wieder den Nachweis zu führen, daß eine starke uranfängliche lechische Bevölkerung vom Germanentum unterjocht, verdrängt und geknechtet worden ist. Auch philologische Erwägungen stellt Rudnicki hierbei in den Vordergrund, indem er nachzuweisen sucht, daß auf Grund seiner sprachlichen Studien ganz „Ostgermanien“ an der Weichsel und der Oder vollständig in der Luft hängt und daß die Namengebung dieser Gegenden einen fast ausschließlich slawisch-lechischen Charakter hat. Die germanischen Namen beziehen sich nach seiner Meinung nur auf Raubniederlassungen der Ostgermanen, die bald als selbständige Räuber und Eroberer, vielleicht auch als angeworbene Krieger hier gewesen seien.

In einem anderen Aufsatz zieht Herr Rudnicki das Fazit aus seinen bisherigen Erörterungen und kommt auf die Psychologie des Deutschen Volkes zu sprechen. Das Volzische Buch ist für ihn ein Dokument aus dem Bereich der Psychologie der Völker überhaupt, besonders aber des deutschen Volkes. Die Psychologie der Völker ist das Produkt ihrer Geschichte. Der Inhalt der deutschen Geschichte östlich der Elbe-Saale beruht darauf, daß die deutschen Einwanderer und Eroberer ihr politisches und

soziales Übergewicht dazu gebraucht hätten, die unterworfenen Slawen, Preußen und Litauer zu germanisieren. Die Deutschen haben nach Rudnicki immer nur eine Vermittlerrolle in der höheren Kultur des Westens und Südens gespielt. (Eine eigene Kultur dürfen die Deutschen selbstverständlich nicht haben!) Dieser Prozeß der Germanisierung währte vom 9. Jahrhundert ab bis zum vollständigen Untergang der Slawen in Ostdeutschland, und wir lesen staunend, daß er bis zum heutigen Tage noch anhält in Ostpreußen, in Oberschlesien, im „deutschen“ Pommern und in der sogenannten Grenzmark Posen-Westpreußen. Nicht unerwähnt läßt Herr Rudnicki die Aufhebung der polnischen Pöbeln und Lieder in den Kirchen, die Verbote des polnischen Gebets im ehemals preußischen Anteil. Ob ihm wohl bekannt sein mag, daß in der Provinz Posen noch um 1870, also 100 Jahre nach der Besitzergreifung des Landes, der Pole ein Recht auf seine Muttersprache vor Gericht hatte? Und daß bis dahin von einem amtlichen Verbot der polnischen Sprache auch nicht eine Spur zu finden ist? Man stelle sich vor, daß der Pole der deutschen Minderheitsbevölkerung in Posen-Westpreußen 100 Jahre hindurch dieselben Rechte einräumen müßte. Aber die psychologische Art des Deutschen ist für Rudnicki doch so schwer faßbar, daß er schließlich keine andere Erklärung findet als von einer „schlechten Veranlagung der Deutschen“ zu sprechen, und eben hierin sieht er die größte Gefahr für den Frieden der ganzen Welt und für den Völkfrieden, besonders bei denjenigen Völkern, die dem deutschen benachbart sind. Man versteht deshalb Herrn Rudnicki, wenn er die Nachbarvölker warnt und ihnen ein Ziel ihrer Politik setzt, das lautet: Verändert die deutschen Veranlagungen oder vernichtet sie und rottet sie aus! Der nationale Chauvinismus der Deutschen hat bei den Renegaten angeblich eine derartig gewaltige Veränderung der politischen Verhältnisse im Osten herbeigeführt, daß Rudnicki sich veranlaßt sieht, auch sprachliche Begründungen zu suchen, und nun hört der Deutsche staunend, daß drei große Männer, Ludendorff, Hindenburg und Treppe, die aus dem Osten Deutschlands stammen, ihre Brutalität „an dem Nacken der Polen“ ausgebildet hätten. Allerdings, so meint Rudnicki, habe eben diese Brutalität auch die Kriegsniederlage Deutschlands verursacht und Deutschland in der Meinung der zivilisierten Welt begabten. Das aber ist nach Rudnicki „der wichtigste Faktor des Daseins der Völker“. Die psychologische Einstellung der Deutschen stört den Frieden der Welt und den Fortschritt der Zivilisation und führt die schwersten Krisen herbei. So wird jeder Kulturfortschritt der Menschheit untergraben. Man liest und staunt über die angebliche Kulturarmut des eigenen Vaterlandes und wundert sich nicht wenig, daß dem Vetter eines angeblich wissenschaftlichen Instituts die Tatsache so unbekannt sein sollte, daß die kulturelle Lage Pommerns am Ende der polnischen Herrschaft die kläglichste von ganz Europa war. Und wie viele Ostdeutsche werden nicht die „Segnungen“ der neuen polnischen Kultur in Posen-Westpreußen, die in den letzten 10 Jahren entstanden ist,

mit eigenen Augen gesehen und hoffentlich bewundert haben!

Es ist an der Zeit, daß gegenüber solchen tendenziösen Entstellungen von polnischer Seite viel mehr als bisher darauf hingewiesen wird, daß das heutige Aussehen der westpreußischen Städte im Korridor mit ihrem glänzenden Zustand vor 10 Jahren in keiner Weise mehr zu vergleichen ist.

Aber Herr Rudnicki kann sich garnicht genug tun in gehässigen Ausfäulungen. So lesen wir weiter: „Es ist eine „historische Schande“ der Deutschen, daß sie außerstande gewesen sind, Länder wie Böhmen, Mähren, Polen, Pommern und Litauen zu belehren, daß sie dies vielmehr nur bei solchen Völkern vollbracht haben, die sie später vernichteten.“ Herr Rudnicki glaubt ferner nachweisen zu können, daß die Bestrebungen der Deutschen für die Ausbreitung des Christentums aus einer gewissen inneren Unwahrheit entsprungen wären; denn in Wirklichkeit sei es den Deutschen immer darauf angekommen, sich materielle Vorteile zu verschaffen. Immer hätten die Deutschen kulturelle Wahrheiten zum Nachteil ihrer Nachbarn ausgebeutet und letzten Endes sei Deutschland in dieser verhängnisvollen Rolle auch im Kriege 1914—1918 zugrunde gegangen. Diese Behauptungen wagt ein polnischer Gelehrter angesichts der Tatsache, daß die Ausbreitung des Christentums in Ostdeutschland seit dem 12. Jahrhundert ohne Mithilfe der deutschen Nation ein Ding der Unmöglichkeit gewesen wäre. Und wie merkwürdig klingen die Ausführungen über deutsche innere Unwahrhaftigkeit aus dem Munde eines Polen, der doch wissen mußte, daß gerade der polnische Staat des 18. Jahrhunderts an seiner inneren Haltlosigkeit, die letzten Endes in der Unwahrhaftigkeit wurzelte, zu Grunde gegangen ist.

Es wäre dringend erwünscht, daß den Berichten des Westslawischen Instituts in Posen von deutscher Seite größere Beachtung geschenkt würde. Seit einem halben Menschenalter ist unser deutsches Volk von Todesgefahren von außen her, wie auch aus dem eigenen Schoße kommend, umlauert und umdroht. Eine Gefahr scheint mir in der Gegenwart die größte zu sein: Der Niedergang der nationalen Stimmung; denn daraus wird schließlich eine Verflachung der nationalen Gesinnung und eine bedeutende Schwächung des nationalen Willens hervorgehen. Man kann angesichts der Tatsache, daß an unserer offenen Ostgrenze ein Todfeind unseres Volkes sitzt, unmöglich Günstiges von irgend einer „Evolution“ erwarten. Es kann sich deshalb hier nur darum handeln, die Augen offen zu halten und die ungeheure Gefahr klar zu erkennen. Ein Nachbarstaat, der noch 10 Jahre nach dem Weltkriege mit derartigen Entstellungen gegen uns arbeitet, ist infolge seiner Machtstellung in der Lage, unser Aussehen bei den Völkern in der empfindlichsten Weise zu schädigen. Es handelt sich also um eine Arbeit für Volk und Vater-

Der Titel dieses trefflichen Buches müßte eigentlich vollständiger und richtiger lauten: 500jährige Geschichte der Grabmalerei in Ostpommern an Hand der noch vorhandenen über 50 alten Denkmäler. Die Abbildungen — das Buch enthält nur 16 Seiten Text, dagegen die doppelte Anzahl mit 50 Bildern — sind in diesem Büchlein die Hauptsache. In fast 20jähriger Arbeit hat der Verfasser bei der Erforschung der Heimat die Kirchen und Friedhöfe systematisch untersucht und alle Grabdenkmäler, von den ältesten Steinplatten im Fußboden der Kirchen über die Epitaphien bis zu den freistehenden alten Kreuzen und Stelen, maßstäblich gezeichnet und erklärt. Das Ergebnis — einige von den hölzernen Denkmälern sind sicher heute nicht mehr vollständig erhalten — ist in diesem Heft, das die beiden obengenannten Vereinigungen dankenswerterweise herausgegeben haben, zusammengestellt. Die Beschreibung ist kurz und bringt in rein sachlicher Form das, was dem Verfasser von den Gegenständen bekannt war. Es soll ein Heimatbuch sein, den Freunden deutscher Heimatmalerei ist es gewidmet worden. Möge das Buch zu ähnlichen Sammlungen und Veröffentlichungen in weiteren Kreisen anregen!

Die Erdzeitalter von Edgar Dacqué, mit 396 Abb. im Text und 1 farb. Tafel. 656 S. 1900. Verlag von R. Oldenbourg, München.

Dieses prächtige Werk des bekannten Münchener Paläontologen, aus dem wir in unserem Hauptblatt bereits einige Ausschnitte abgedruckt haben, dürfte besonders auch in den Kreisen unserer Natur- und Heimatfreunde stärkstem Interesse begegnen. Denn wer sich eingehend und liebevoll mit dem Heimatboden und seiner Natur beschäftigt, der wird sich auch Gedanken darüber machen, wie die Landschaft und das Leben in ihr entstanden ist. Der Verfasser versteht es bei aller Wissenschaftlichkeit in fesselnder Weise uns ein Bild zu geben von der Entstehung der Welten, vornehmlich unserer Erde, der Gestaltung der Erdoberfläche in den ältesten Epochen und der Entwicklung des Lebens, der Pflanzen- und Tierwelt in der Urzeit. Wir haben in diesem Werke die „Schöpfungsgeschichte“ für den Menschen des neunzehnten Jahrhunderts. S.

## Am Bismardtag.

Von Paul Barndt.

Sehnt, o sehnt euch nur zurück  
Nach des großen Mannes Tagen,  
Der zu Ruhm und Glanz und Glück  
Unser Volk emporgetragen!  
Wie ein hohes Feldenkied  
Durch die Nacht voll Graun und Grame  
Wie ein Flammenzeichen zieht  
Vor uns her der stolze Name.

Und wir zwingen ihn herab,  
Der da längst hinweggenommen.  
Einmal steigt er aus dem Grab,  
Einmal wird er wiedertommen.  
Einmal wird mit hartem Schlag  
Er sein Volk zusammenhämmern,  
Einmal wird ein neuer Tag,  
Wird ein goldener Morgen dämmern.

hand, wenn wir diesen polnischen Veröffentlichungen mehr als bisher entgegengetreten. Mehr denn je sollten wir heute Fichtes Worte beherzigen: „Besiegt sind wir; ob wir nun zugleich auch verachtet und mit Recht verachtet sein wollen, ob wir zu allem andern Verluste auch noch die Ehre verlieren wollen: das wird noch immer von uns abhängen. Der Kampf mit den Waffen ist beschlossen; es erhebt sich, so wir wollen, der neue Kampf der Grundsätze, der Sitten, des Charakters.“

Darum vorwärts im Kampfe um unsere Volksehre!

## Der Danziger Heimatdichter Paul Enderling ein Fünfzigjähriger.

Das deutsche Danzig hat nicht das Glück gehabt, vielen Dichtern Geburtsstätte und Heimat zu sein. Mit um so größerer Freude und herzlicher Dankbarkeit wird man daher am 22. April in Danzig des Dichters Paul Enderling gedenken, der vor fünfzig Jahren in Danzig das Licht der Welt erblickte, nach Studien in Königsberg und Berlin größere Reisen unternahm, freier Schriftsteller wurde und seit 1924 als literarischer Berater des Stuttgarter Rundfunks tätig ist.

Oft hat Danzig den Hintergrund für literarische Werke mancherlei Art abgegeben. Erscheint es da verwunderlich, daß auch Paul Enderling, der Sohn Danzigs, immer wieder in seinen Gedichten, in seinen Novellen und Romanen auf das alte, auf das deutsche Danzig zurückkommt? Wohl die meisten seiner Werke haben Danzig, seine Gassen, seine Giebelhäuser, seine Kirchen als Ort der Handlung, aus ihnen klingt das Lied der Ostsee, in ihnen leben und weben die Vertreter der alten Hansastadt wie des heutigen, vom deutschen Vaterland durch den Machtpruch von Versailles losgelösten Danzigs. Es ist die Heimat, die ihren treuen Sohn Paul Enderling gefangen hält, diese Heimat, der der Dichter Enderling eine Hymne widmete, die heute bei allen feierlichen Gelegenheiten in Danzig angestimmt wird.

Paul Enderling — ein Fünfzigjähriger! Noch hat der Abend seines Lebens nicht begonnen, noch lange nicht steht dieser zart empfindende Dichter an der Wendemarke, die den Weg zum Hasen, zur Ruhe weist. So hat das deutsche Danzig die Gewähr, einen Sohn zu besitzen, dessen Bekenntnis heiliger Ernst ist:

„Ja, sollt ich tapfer streiten,  
Für Danzig müßt es sein!“

## Aus der Geschichte des alten Rügenwalder Stadtdorfes Sellen.

Ein Beitrag zur Heimatkunde des Kreises Schlawe. Von Haase, Rügenwalde.

Von der großen Wertschätzung der Heimat zeugt ein Gemeindeabend in dem Dorfe Sellen, wo Konrektor Rosenow, Rügenwalde, einen überaus zahlreich besuchten Vortrag „Ueber die Geschichte des alten Rügenwalder Stadtdorfes Sellen“ hielt. Der Vortrag, auf eingehendster Kenntnis des Altmaterials und der Bodenkunde beruhend, dürfte auch weitere Kreise interessieren und sei darum in großen Umrissen wiedergegeben.

Zahlreiche Funde aus dem Beginn der Eisenzeit weisen darauf hin, daß schon etwa 500 v. Chr. hier eine umfangreiche Siedlung bestand. In das helle Licht der Geschichte rückt das Dorf, dessen Anlage und Name wendisch ist, zu Anfang des 14. Jahrhunderts, wo es zuerst genannt wird in einer Schenkungsurkunde von 1301. In diesem Jahre schenkte nämlich Sambor von Rügen den Hagen (d. i. den Wald) Jelna dem Burggrafen Matthäus von Schlawe. Von diesem bekam ihn der Ratsherr Konrad Wilde in Köslin. Aus dem wendischen Worte Jelna, das soviel bedeutet wie Schildkröte, ist später der Ortsname Sellen geworden. Das Streben der Stadt Rügenwalde nach Erweiterung ihrer Feldmark führte dazu, daß sie 1322, am Tage Simonis und Judä (28. Oktober) das Dorf Sellen von dem genannten Kösliner Ratsherrn für 24 Mark jährliche, zu Martini zahlbare Rente erwarb. So wurde das Dorf Stadteigentum. Zuerst war Sellen nach Rügenwalde eingepfarrt. Als aber die Stadt in den nächsten Jahren auch noch Grupenhagen erwarb, wurde Sellen im Jahre 1330 aus dem Verbands der Stadtkirche entlassen und der Kirche zu Grupenhagen zugewiesen. Die Einwilligung zur Umpfarrung erteilte Bischof Arnold von Cammin. So kam also Sellen gerade in diesem Jahre auf eine 600jährige Zugehörigkeit zur Kirchengemeinde Grupenhagen zurückblicken. Ursprünglich umfaßte das Dorf 7 Bauernhöfe mit 18 Hegerhufen = 780 Morgen. Dazu kam noch das städtische Borwerk, in dem besonders Schafzucht getrieben wurde. Zu diesem Borwerk gehörte ein großer Teil des Wüstenei-Dehlades, zwischen Grupenhagen und Rügenwalde gelegen.

In Sellen befanden sich besetzte Höfe im Jahre 1614: Bauern 7, Rossfäthen 4; im Jahre 1661: Bauern 9, Rossfäth 1; im Jahre 1718: Bauern 7, Rossfäthen 9. Das den Höfen der Bauern zugelegene Land betrug 1½ Hakenhufen (25 Morgen). Bei den Rossfäthen wurden große und kleine unterschieden, von denen erstere bis zu einer Hakenhufe, letztere nur ein kleines Stückchen Acker besaßen. Zur Hofwehr eines Bauern, d. h. zu dem Inventar, das nicht ihm persönlich gehörte, sondern das er bei der Uebernahme des Hofes von der Stadtwaltung mitbekam, rechnete man: 6 Pferde, 4 Kühe, 3 Schweine, 6 Gänse,

10 Hühner, 3 Wagen, 2 Schlitten, 2 Pflüge, 6 Eggen und die sonst erforderlichen Gerätschaften, als Aerte, Spaten, Senfen, Forken, Hackelladen, Kessel, Sonnen usw., ferner 3 aufgemachte Betten, 2 Handtücher, 2 Tischtücher, 2 Webelämme. Zu einem Halbbauer oder großen Rossfäthenhofe gehörte etwa die Hälfte hiervon als Hofwehr. (Nach Boehmer, Geschichte der Stadt Rügenwalde.)

An der Spitze des Dorfes stand der Dorfschulze, der vom Räte der Stadt auf Lebenszeit bestellt war. Die Bauern waren gutsuntertänig und mußten Hand- und Spanndienste auf dem Borwerk leisten. Dazu kam als Pachtgeld durchschnittlich 1½ Rthr. jährlich und 4 Scheffel „Pachthafer“. Die Hauptlast der Untertanen waren die sogenannten Burgdienste, z. B. die Fußren für die Kammerei und den Rat der Stadt, Treiberdienste bei Wolfsjagden, Unterstützung der Holzflößerei auf der Wipper. Besonders beschwerlich waren die Dienste für den Hasen und die Abfuhr des Brennholzes für die Stadtziegelei und den Rat. Trotz dieser Dienste und Abgaben standen die Bauern sich nicht schlecht. Kein anderes Stadtdorf hat soviel Spenden dem bei Rügenwalde gelegenen Kloster Marienkon überwiefen, wie gerade Sellen. Dies bezeugt der liber beneficiorum (Buch der Spenden) des Klosters. Aus diesem Buche erfahren wir auch die Namen der meisten Einwohner im 15. Jahrhundert, z. B. Heinrich Bangin, Hans Breder, Kolre, Klaus Gardemann, Martin Gardemann, Klaus Berwiebe, Hans Maaß, Klaus und Hans Smid (Schmidt). Die heute noch ansässige Familie Schmidt kann ihren Stammbaum durch 5 Jahrhunderte verfolgen.

Im Dreißigjährigen Kriege hatte das Dorf besonders unter schwedischer Einquartierung zu leiden. Auch nachher, unter dem großen Kurfürsten, rissen die Exekutionen nicht ab. Besondere Lasten erwuchsen der Gemeinde durch die Gründung des Dorfes Schöningwalde im Jahre 1757. Das Borwerk Sellen ging bereits 1705 ein, als damals das ganze Dorf bis auf 2 Raten niedergebrannt war. Nach der Aufhebung der Leibeigenschaft zog sich die Auseinandersetzung mit Rügenwalde bis 1828 hin. Man einigte sich schließlich auf folgender Grundlage: Die Bauern zahlen für Gebäude und Inventar eine Entschädigung von 1820 Talern und einen jährlichen Kanon von je 36 Talern, während 7 Rossfäthen 900 Taler Gesamtschuldigung und 66 Taler gefamte Jahresrente entrichten mußten. Die Ueder und Wiesen des früheren Borwerks wurden den Dorfbewohnern für 2100 Taler und einem Jahreskanon von 355 Talern überwiefen. So wurde Sellen eine selbständige Gemeinde, nachdem es 500 Jahre hindurch (1322—1828) Rügenwalder Stadtdorf gewesen war.

## Der Lachs und Ostpommern.

Eine Rückschau.

Von Hans Schiffler.

Köslin, „Die Stadt geräucherter Edelachse“. Der Postreklamestempel hat diese Bezeichnung in alle Welt hinaus verkländet und tut dies noch täglich. Deshalb dürfte in erster Reihe die Kösliner interessieren, was ein Chronist vor mehr als zweihundert Jahren zu obigem Thema berichtet. Johannes Micraelius hat uns in seinem im Jahre 1728 erschienenen Werke: „Sechs Bücher vom alten Pommernlande.“ — sechstes Buch, Seite 277/8 — folgendes überliefert:

„In Hinter-Pommern, da die Lächse theils in der See, theils in Strömen, häufig gefangen werden, leget man sie ins Salz, trucknet und verfähret sie weit und breit. Und die Ström-Lächse, die man sonst auch die Strömlinge und Salmen oder Riem-Lächse nennt, werden für die Schmachhaftigsten gehalten. Es ist eine schöne Lust, zu sehen, wie dieser Fisch, wenn er etliche Meil Weges die frische Wasser hinauf aus dem kalten Meere gegangen und dadurch ein schmachhaftiges Fleisch gesezet, endlich an die Schleusen oder Pfüle kommt, die mitten in der Stolpa und Wipper oder sonsten gestossen seyn, und daselbst das Wasser durch die Schleusen hindurch rauschen höret und nicht weiter hinauff gehen kan, alsdann sich krümmet, auf den Schwanz sezet und einen Sprung über die Pfüle fasset, der Meinung, er werde noch mehr süße Wasser finden, daran er sich besultigen möge. Belustiget aber die Zusehenden und die so des Kaufes und Verkaufes halben drauff warten, mehr als sich. Denn er alsdann gefangen, wenn er über gesprungen, weil noch andere Reihe Pfüle geschlagen sind, daß er also weder vorne noch hinter sich kommen kan. Und wenn man das Schuttbrett, so an der Schleuse gemacht ist, niederfallen lästet, siehet man alsdann, wie viele Lächse hinein gesprungen. Es ist bezeuget, daß zu Rügenwald allein auf eine Nacht über dreihundert Stücke also gefangen seyn. Es ist aber dieser Fisch in seinem Springen so eyfferig, daß, ob er schon etliche mahl wiederum zu rüde praflet und nicht überhin kommen kan, er gleichwol immer mit neuen Kräften wiederum anhält, bis er sein eigen Fischer wird.“ —

Ein späterer Chronist, Johann David Wendland hat seiner handschriftlichen „Historie der Stadt Kößlin“ (1749) u. a. eine farbige Zeichnung der „Stadt Kößlin von der Ostseite“ beigelegt, die mitten im Mühlenbache ungefähr gegenüber der heutigen Pforte in der Stadtmauer bei dem Gerichtsgebäude eine als „Lachs“ bezeichnete Fangvorrichtung mit einer Doppelschleuse, von der die eine Reuse stromaufwärts, die andere stromabwärts geöffnet war, andeutet. Wahrscheinlich war dort eine größere Anzahl nach beiden Richtungen offener Reusen gestellt. Denn da die hiesige Papierfabrik erst im Jahre 1833 gegründet worden ist und die Vorgängerinnen der Stadtmühle und der Niedermühle, so wie die Lohmühle und die Walkmühle infolge der damaligen primitiven Bauart der Mühlen dem Wandern der Fische nicht hinderlich waren, so ist die Ausführbarkeit eines Lachsanges an der vorbezeichneten Stelle im Mühlenbache in früheren Zeiten durchaus erklärlich. Wie der Chronist Christian Wilhelm Haken, Stadteigentumspfarer zu Jamund, im Jahre 1765 berichtet, besaß das hiesige Jungfrauen-Kloster („Cistercienser Nonnenkloster“) auf dem Mühlenbache ein Wehr, vermittelst dessen dort jedenfalls auch wandernde Lächse gefangen wurden. Die Lächse haben ihre Frühjahrswanderung ehemals vielleicht bis zum Küptower See — in früheren Zeiten „Dörsenthinsche See“ genannt — und bis zum „Boninschen See“ ausgebehnt, um dort zu laiden. Die ehemalige Ober-Mühle, welche an dem Verbindungswege zwischen Roggow und Kretzmin lag und oberhalb deren sich der Abfluß aus dem Dörsenthinschen und der aus dem Boninschen See vereinigten, wie es eine zu der Wendlandschen Chronik gehörige Zeichnung veranschaulicht, war an und für sich auch den wandernden Lächsen aus dem bereits angegebenen Grunde wohl kaum ein Hindernis. Vielleicht hat man aber auch dort die Gelegenheit benutzt, die Lächse durch ein Wehr und bergl. zu fangen.